

<b>Zeitschrift:</b>	Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
<b>Herausgeber:</b>	Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
<b>Band:</b>	1 (1884)
<b>Artikel:</b>	Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts [Schluss]
<b>Autor:</b>	Keller, J.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-747482">https://doi.org/10.5169/seals-747482</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

lich unwahr sei; in einer Strömung, wo Göthe's Wahlverwandtschaften das große Wort redeten und eine Dorothea Zeit sich von ihrem Manne trennte, um einen Schlegel zu freien, — in einer solchen Zeit ist es schwer richtig zu wandeln und zu handeln.

Fern sei es von uns zu entschuldigen oder gar zu vertheidigen! Gott der Allweise aber ist unser Meister — auch im Urtheil. Schön bleibt die Herzlichkeit Forsters gegen seinen Nachfolger! Groß die Opferfreudigkeit Hubers und seine rührende Treue in Zeiten dringendster Noth und Gefahr. Und sonderbar! Kein Unseggen des Himmels schien den neuen Bund heimzusuchen. Die neuen Ehegatten fanden das gesuchte Glück in der innigsten Seelenharmonie. Zwar starben von sechs Kindern vier. Schatten und Prüfungen suchten auch das Idyll in Bôle auf. Aber an den zwei lebenden Kindern erwuchsen der alternden Mutter Therese nur Freude und hohe Befriedigung.

Die reizende Tochter Coniße heirathete den Sohn des Dichters Herder. Der Sohn, Viktor Aimé Huber, ein bedeutender Kopf und gediegener Charakter, der in literarischen Arbeiten seiner Mutter einige Zeit bei der Redaktion des „Morgenblattes“ helfend zur Seite stand, war der selbe Huber, welcher, ein Zögling des großen Fellenberg auf Höfswyl, später bahnbrechend auf dem Gebiet der kirchlichen Sozial-Politik wirkte. Keine Frage — Therese Forster, seine Mutter, nachmalige Frau Huber war eine der interessantesten Frauen ihrer Zeit und in Travers hat sich eines der wichtigsten Begebnisse ihres Lebens vollzogen.



## Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Von J. Kesser in Aarau.

(Schluß.)

Hat unser hauptsächlichste Gewährsmann für den Acker- und Weinbau der Schenkenberger mehrfach Anerkennung ausgesprochen, so ist er dagegen wenig erbaut von der Art und Weise, wie sie ihre Viehzucht betreiben. „Dasvieh ist sehr schlecht gehalten,“ sagt er geradezu; „auf sein Vieh stolz seyn, ist eine hiesigen bauren fremde ehre.“ Er besitzt

Einsicht genug, die verschiedensten Schwierigkeiten, welche einem schwunghaften Betrieb dieses Zweiges der Landwirthschaft hier sich entgegenstellen, zu würdigen; doch hält er mit wohlgemeinten, ziemlich tief eingreifenden Verbesserungsvorschlägen keineswegs zurück. Wir werden im Verlaufe des Referates mit zwei Worten darauf zu reden kommen. Vorerst ein allgemeiner Etat aus dem Jahre 1771, dem ein solcher aus unseren Tagen zur Vergleichung und weitläufigeren Nutzanwendung für Sachverständige beigegeben ist.

Von den einzelnen Kirchgemeinden des Amtes Schenkenberg hatten

	Pferde	Ochsen	Kühe	Kälber	Schafe	Ziegen	Schweine	
							Jungvieh unter (1½ Jahren)	
Bötzberg	1771	14	150	136	71	—	33	124
	1883	18	110	323	209	19	132	262
Bözzen	1771	23	127	106	47	—	34	145
	1883	22	69	221	62	6	243	294
Densbüren	1771	7	88	62	46	77	66	75
	1883	9	44	131	102	—	57	50
Mandach	1771	14	112	90	31	180	18	94
	1883	11	50	282	148	4	121	177
Mönthal	1771	2	30	46	26	—	12	15
	1883	7	27	76	28	—	87	77
Rein	1771	28	218	210	86	100	57	219
	1883	47	179	478	240	11	206	529
Thalheim	1771	11	84	72	47	—	18	92
	1883	4	72	140	125	—	136	160
Umiten	1771	9	57	58	12	—	6	58
	1883	4	14	123	41	—	39	95
Veltheim	1771	10	55	45	25	—	13	64
	1883	12	30	122	26	—	32	113

Es bleibe dem Liebhaber überlassen, kirchgemeindeweise statistische Parallelen zu ziehen; uns genügt es hier, den summarischen Bestand des ehemaligen Amtes Schenkenberg an Einwohnern und Haushvieh im Jahre 1769 bezw. 1771 einerseits und 1880 und 1883 andererseits zusammenzustellen und diesen Ziffern dann drittens diejenigen für Pferde, Ochsen &c., welche neben der gegenwärtigen Einwohnerzahl stehen sollten, beizufügen. Die kleine Unebenheit zwischen 1769 und 1771, 1880 und 1883 möge man uns zollfrei passiren lassen.

Einwohner	Pferde	Ochsen	Kühe	Kälber	Schafe	Ziegen	Schweine
	Jungvieh unter $1\frac{1}{2}$ Jahren)						
(1769) 5659 (1771)	118	921	825	391	357	257	886
(1880) 8711 (1883)	134	595	1896	981	40	1053	1757
	8711	182	1418	1269	602	549	449
Differenz	— 48 —	823 + 627 + 379 — 509 + 604 + 393					

Hält man, was die in dritter und vierter Ziffernlinie stehenden Angaben betrifft, entgegen: die „ökonomischen“ Dinge liegen in dieser Gegend auf den verschiedensten Punkten jetzt überhaupt nicht mehr, wie ehedem, so bemerken wir, daß es gerade unsere Absicht gewesen, arithmetisch jene Thatsache etwas spezieller statistisch nachzuweisen. Der Bestand an Pferden, Kühen, Kälbern, Ziegen und Schweinen hat demnach auf dem in Rede stehenden Areal absolut, derjenige der vier letzteren auch relativ zugenommen, wogegen für das Zug- und Wollvieh eine entschiedene absolute und relative Abnahme zu konstatiren ist.

Mit der Rasse ist es zur Zeit wohl viel besser bestellt als ehedem. Sehr wenig Jungvieh ward im Lande selber wählerisch und sorglich aufgezogen; auf die Mästung verlegte man sich nur selten. Die eigentlichen Bauern kauften ihren Bedarf an Vieh fast ausschließlich auf den Märkten der nahen im Alaretal gelegenen Städte oder gingen wohl lieber nach Bremgarten oder gar nach Sursee hinauf; der ärmere Mann klammerte sich an die Juden, welche ihm auf Kredit recht billige und dafür auch recht schlechte Waare brachten.\* Im Herbst lichtete der Schenkenberger seinen Viehstand aus Mangel an Abzüng; im Frühjahr stellte er nach Nothdurft und Vermögen wieder ein, meistens hochbeinige, leicht- und schlankfüßige Exemplare, welche den starken Brauch und magere Diät vertrugen und nicht viel kosteten. Junges Vieh war als weniger zur Arbeit tauglich nicht gesucht; für einen dreijährigen Ochsen bezahlte man insgemein fünfzig und sechzig Gulden, für einen sechsjährigen siebzig und achtzig — immerhin eine ansehnliche Ausgabe zu Händen der Bewirth-

\* Der Helvetische Kalender für das Jahr 1794 verzeichnet für Aarau 7, Bremgarten 6, Brugg 3, Lenzburg 2, Mellingen 4 und Sursee 5 Jahrmärkte.

Basel gestattete damals den Juden die Handelschaft mit den Unterthanen nur, wenn baare Bezahlung geleistet werde. Diese Maßregel hatte Escharners Billigung durchaus und er schlug seiner Regierung den Erlaß eines gleichlautenden Gesetzes vor. Im Berner Land war bisher gesetzlich bestimmt, daß die Juden ihrerseits baar bezahlen sollten. Escharners Vorschlag erhielt 1773 Gesetzeskraft durch die „Judenordnung“. (Eschärner an Iselin.)

ſchaftung des Ackers, wenn der reichere Bauer nicht etwa mit ſchmaler Kost den Arbeitsstier über den Winter noch zum Mastochsen vorbereiten und ſo ſich irgend ſchadlos halten wollte.

Der Milchertrag der Kuh war mit demjenigen im Oberland gar nicht zu vergleichen. Hier warf man übrigens für eine Kuh gerade ſo viel Gulden aus, als dort Thaler. Wenige Bauern besaßen mehr als eine: was diese an Milch gewährte, vier bis fünf Maß per Tag, reichte gerade für den Hausbedarf; statt der Butter diente in der Wirthſchaft gewöhnlich Lewat- und Nußöl. Pferde fanden ſich bei den Müllern und denjenigen Bauern, welche für den Kriegsdienft ſolche ſtellen mußten; in Bözen und Effingen und auf der entgegengesetzten Seite des Bözbergs gab es mehr, als gut war für ihre Besitzer, die mit dem Vorspann die ſteile Höhe hinauf rasch ein Stück Geld verdienen wollten und ſo für ihren eigentlichen Beruf verdarben. Mandach, Hottwyl, Billigen und Densbüren lagen der Schafzucht ob, ohne doch daraus ein Handelsgewerbe zu machen. Die Ziege war und ist bekanntermaßen das Attribut des armen Mannes, dem eine Kuh unerreichbar bleibt. Das Schwein allein wurde gemästet und ſchließlich, mit Ausnahme der Mühlen, wo man auf städtiſche Lust an Schinken und Rippenspeer Bedacht nahm, gewissenhaft in's Haus geschlachtet.

Sonst hielt der Schenkenberger auch in normalen Zeiten gewöhnlich nicht eben viel auf gutes Essen und Trinken. Und wie er selber hierin anspruchslos war und des Lebens bessere Hälften in der Arbeit fand, so mutheite er auch dem Vieh mancherlei zu, worüber Tschärner, der an andere Verhältniffe gewöhnt war, unwillig ſich verwunderte. Der eigentliche Großbauer, welcher aber in dieser Gegend nicht gar häufig zu treffen war, besaß, meift endlos zerstückelt und ſelten eingefriedet, weil lebende Bäume zuviel Areal beansprucht hätten und todte aus Mangel an Holz nicht gut herzustellen waren, höchstens vierundzwanzig Zucharten Land (mit Ausschluß der Neben); davon entfielen auf jede Zelge ſechs Zucharten Ackerboden, ſo daß im Ganzen noch ſechs Zucharten Mattland übrig blieben. Auch für unsere Begriffe \* liegt hier ein Mißverhältniß vor.

\* „Ueberhaupt und beiläufig kann man annehmen, daß ein Stück groß Hornvieh zu seiner jährlichen ganzen Unterhaltung braucht  $1\frac{1}{2}$  Zuchart gute Wiesen, oder zwey bis  $2\frac{1}{2}$  Zuch. mittelmäßige, oder aber 3 Zuch. ſchlechte. Von 1 Stück Hornvieh können  $1\frac{1}{2}$  Zuchart Ackerfeld und  $\frac{3}{4}$  Zuchart Neben gedüngt und erhalten werden, und ohne Neben  $2\frac{1}{4}$  bis  $2\frac{1}{2}$  Zuch. Acker. . . Laßt uns also vorläufig in einem wohlbestellten Land folgendes Verhältniß fest ſetzen: 2 Theil Mattland,

Sechs Stück Vieh, zwei Kühe und drei bis vier Ochsen entsprachen diesem Grundbesitz. Der Halbbauer musste zur Zeit des Pflügens bereits den Halbbauer um Hülfe ansprechen, weil der einzelne Zug drei, gewöhnlich vier Ochsen erforderte. Oft stand auch, ein widriger Anblick, neben dem großen Stier die unscheinbare Kuh oder gar ein blödes „Chalbeli“: das italienische „Föchl“ erlaubte dieses Gespann; auch das bergige Land und die Billigkeit des Geschirrs gaben ihm den Vorzug vor dem Foch. Der „Tauner“ (Tagwaner) oder „Tagwerker“ nahm zur Bewirthschaftung seines Ackers den Großbauern in Anspruch und leistete als „Werkmann“ diesem, seinem „Fuhrmann“, durch Handarbeit Gegendienste, was letzterem um so eher zu paß kam, weil die Taglöhner im Schenkenbergischen damals eine noch ziemlich unbekannte Erscheinung waren.

Der Taglöhner erhielt in gewöhnlichen Zeiten während des Sommers sechs Batzen per Tag, in der Erntezeit sieben, im Winter vier. Letzteren Taglohn bezahlte man auch dem Frauenvolk, z. B. für Arbeiten im Weinberg, Hacken, Hesten, „Rühren“ u. s. f. Die jenseits der Aare auftretende Industrie hatte die Taglöhne emporgeschraubt. Als Anfangs der Siebziger Jahre jene darniederlag und theure Zeit im Lande war — die ärmeren Schenkenberger aßen damals, wie Tschanner in einem ungedruckten Brief an Iselin schreibt, Gras, Nesseln, Schnecken u. s. f. und jenseits der Aare stand es nicht viel besser, worüber S. 108, 121, 160 der Jubiläumsausgabe von Pestalozzis Lienhard und Gertrud verglichen werden mögen — erhielt der Bauer Arbeitsleute für die einfache Kost. — In Suhr wurde während der Sechziger Jahre per Stunde Arbeitszeit 1 Kreuzer Taglohn berechnet (für leichtere Arbeit, die auch von Frauen verrichtet werden konnte). Arner gab seinen Taglöhnnern in Bonnal 25 Kreuzer.

Hatte nun so der Ochs, welchem übrigens sein Herr von ferne nicht dieselbe fast väterliche Anhänglichkeit entgegenbrachte, wie der Bauer im mittleren Gebiete Berns, der den Gehülfen und Gesellschafter auferzogen, von Morgen bis Nachmittag acht Stunden ununterbrochen vor dem Pfluge gestanden, so ward er auf die magere Wiese oder in die Stoppeln getrieben. Und das war für ihn doch noch eine rechte Weide. Nur wenn er im Frühjahr unter dem Beile des Schlächters fallen sollte, erhielt er während des Winters im dumpfigen Stall als Henkermahl Rüben und Getreide, sonst musste er mit trockenem Stroh vorlieb nehmen. Nicht

3 Theil Ackerfeld,  $\frac{1}{8}$  Reben,  $\frac{7}{8}$  Holzboden und allgemeine Weide.“ (Vom Kornbau 1761.)

anders erging es in der kalten Jahreszeit der Kuh, wenn der Besitzer sie nach der Spätweide nicht bereits verkauft hatte: im Frühjahr und Herbst überließ man ihr die schlechtesten Berganger, und die Thiere hätten über den Sommer vor Hunger schier zu Grunde gehen müssen, wären nicht die Hausfrauen und Töchter Abends mit dem gereinigten Gätgras, Blättern vom Felde, Gelaube und Schosse aus dem Weinberg der guten Milchspenderin vorsorglich beigesprungen. Etwas besser daran waren die zwei mal zwölf Kühe auf der Lezi und im Killholz (zwischen Thalheim und Oberzeihen), den beiden einzigen Herrschaftsweiden der Vogtei: da wuchs kurzes, blätterreiches und schmackhaftes Gras; zwei Bezirke, wie gemacht für Senniten oder Alpweiden. Gemeinweiden von einiger Bedeutung gab es nur in dem schafreichen Gerichte Hottwil; statt deren diente die Wiese des Privatmannes nach dem letzten Schnitt im Herbst, das Brachfeld, der junge Wald. Im letzteren hauste, schlecht bewacht und daher mannigfachen Schaden stiftend, das Thiervolk der Armen, die Ziege.

Das Gesamtareal an Ackerfeld der Vogtei (7793 Fucharten) stand zu demjenigen der Wiesen (2290 Fuch.) im Verhältniß von 3,4 : 1 — \* daher der Futtermangel und daher auch der Mangel an Dünger zu Gunsten des Feldes. Tscharner bezeichnete als Mittel zur Hebung der Missstände: Praktische Abolition der Dreizelgenwirthschaft; Verwandlung grasreicher Aecker in Wiesen; intensivere Bewässerung der Wiesen, wie sie in den beiden Kirchspielen Beltheim und Schinznach bereits stattfand; Verbesserung derselben durch Anwendung von Kalk, Gyps und Mergel; Kreirung von künstlichen Wiesen durch Anblümung des geringeren Ackerbodens mit Klee, Esparsette (welches Gras auch im Schenkenbergischen von der baselländischen Landschaft her bekannt geworden) u. s. f.; Abschaffung der Gemeinweide auf dem Privatbesitzthum.\*\* Der erste und der letzte Missstand waren, wenigstens theoretisch, zu Tscharners großer Freude kürzlich beseitigt worden: „Es haben die neun Gemeinden der Vogtei,” berichtet er, „das recht ihre Güter zu willkürliche anbau einschlagen und von der gemeintrift befreien zu können, als eine Gnade von der Hohen Landesregierung begehrt. Welche denenselben auch huldreichst solche Freyheit um den zehenden Pfennig des Werths der Güter zugesprochen, und ihnen

\* Für Küttigen, welches ungefähr gleichzeitig (1765) 640 Fuch. Ackerfeld und 245 Fuch. Wiesen besaß, weit günstiger, d. h. wie 2,6 : 1; 1864 (so ändern sich die Seiten) wie 1,37 : 1 (Müller I, S. 514).

\*\* Die „Kämpfe gegen den Weidgang“ erreichten in Schinznach 1765 ihren Abschluß (P. Fricker a. a. D.), in Wohlen 1787 (Müller).

auch diesen pfennig zu handen ihrer armengüter geschenkt hat. Die vermehrung der wiesen, des futters, des viehs, des dungs, die verbesserung der äcker wird nach und nach die nothwendige folge dieser verordnung seyn, und dem landbau in dieser gegend eine andere gestalt geben.“ Die Einfehrung dieser Loskaufssumme in die Armenkasse war nicht ein Alt blinder Humanität, sondern der Billigkeit. Wer über diese in Graubünden zur Zeit praktischen und scharf ventilirten Fragen sich gründlich orientiren will, möge die schon angeführte Abhandlung von Johannes Meyer nachlesen.

Man kann zu der Frage, ob die Einrichtung des Dreizelgensystems und die Benutzung der Brachzelge als Gemeintrift dem gesamten Volke mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht, sich verschieden stellen: sicherlich nachtheilig erwies sich den Schenkenbergern das althergebrachte Recht, für die Ziegen, Schafe u. s. f. den Jungwald als „Trieb und Trat“ anzusehen. Der Forst war überhaupt damals auf unserem Territorium in einem erbärmlichen Zustand. Widmete man dem Apfel-, Birn- und Kirschbaum wegen der süßen und auch zur Gewinnung von Branntwein\* verwerthbaren Frucht nicht gemeine und dem Nussbaum, der vortreffliches Holz und einen Ersatz für die Butter gewährte, sehr große Aufmerksamkeit, so war in unserem Zeitraum von den herrlichen Fruchtaumalleen,

\* Schon die alten Berner hatten ihre liebe Noth mit dem Branntwein. Im Jahr 1718 wurde, nachdem zwanzig Jahre früher das Brennen von allen Früchten untersagt worden, die Bereitung des Weintresterwassers unter der Bedingung gestattet, daß es als Handelsartikel exportirt werde. Allein das edle Getränke fand im Lande selber Liebhaber in Hülle und Fülle. 1732 nahm denn die Regierung ihre Verordnung zurück, damit wenigstens nicht der mittlerweile zum Brauch gewordene „Missbrauch“ fortbestehe. Allein nun warf man sich auf die Produktion von Fruchtschnaps. Da ging den Bernern die Geduld aus. Im Jahre 1739 erschien dieser Erlaß: „Wir haben missfällig vernemmen müssen, daß hin und wieder auf dem Land auf allerhand Getreyd Branntwein gebrönt und Verkauft werde, wie nun solches dem Intent unserer zu hemmung der gebrönten wasser hiebevor Publicierten mandaten zu widerlaufft, benebens der genannte frucht Branntwein sowohl der Gesundheit schädlich als auch dem ganzen Land nachtheilig, als habend wir auf Landesväterlicher Vorsorg uns gemüfiget befunden, jedermanniglich zu Statt und Land das Brönnen und den Verkauff des genannten fruchtbrandweins hochoberkeitlich zu verbieten bey Straff der Confiscation, Zerstörung des Brönnofens und 50 Pfund Buß, damit die Ueberträger ohne schonen sollen belegt werden“ (Aus einem Mandatenbuch). Jahr für Jahr erhielt die Schweiz bedeutende Summen für Kirschwasser, welches nach Deutschland und Holland seinen Weg nahm (Burlauben).

durch welche im unteren Emmenthal die Straße den hocherfreuten Wanderer führte (Hirschfeld, Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz. 1769), hier wenig oder nichts mehr zu bemerken; man redete der Einschränkung des Weinbaus schon darum das Wort, weil die Rebstecken im eigenen Lande nicht mehr auf ehrliche Weise könnten beschafft werden; die Privat- und Gemeindewälder waren dermaßen zu Grunde gerichtet, daß die Obrigkeit denjenigen, welche neue Häuser errichten wollten, Bauholz unentgeltlich (so theuer und rar war es) aus dem Herrschaftswald überlassen mußte. Für solchen Mangel ist freilich nicht bloß die Institution der Gemeintrift haftbar zu machen; dem Jurassier in dieser Gegend fehlte schon damals das ästhetische und ökonomische Auge für die Schönheit und Rentabilität eines wohlgepflegten oder wenigstens nicht verwahrlosten Tannen- oder Buchenwaldes. An weisen Verordnungen hat es die Berner Obrigkeit nicht fehlen lassen: Riniker (Das Forstwesen des Kantons Aargau. 1878) nennt das Forstgesetz vom Jahre 1786 einen „wohldurchdachten und gutgegliederten gesetzgeberischen Erlaß“. Schon durch dasjenige von 1725 war es verboten, Schmalvieh in junge Einschläge zu treiben; sechzig Jahre später erweiterte man diese Vorschrift auf die Wälder überhaupt, wo nicht nachgewiesene Weiderechte existirten, und auch auf diesem Areal mußte der Einschlag jedenfalls unbehelligt bleiben. Es waren Anweisungen gegeben, wie geschwändet (abgeholzt), wieder angepflanzt und eingefristet werden sollte, wie der Wald zu benutzen, vor Bränden zu wahren sei; Grasen und Laubrechen war verpönt u. s. f.: aber was half all das, wenn, wie im Amte Schenkenberg, das Volk bei aller Obsorge der Regierung in seiner alten Sorglosigkeit verharrte, auf's „Freveln“ \* im Staatswald sich verlegte und den schlecht bezahlten Bannwart mit Drohungen bearbeitete, bis er zum Hehler und schließlich auch zum Stehler ward?

Genoß also die Schenkenberger Waldung wegen ihres Forstbestandes nichts weniger denn einen beneidenswerthen Ruf, so war doch das Wild, welches sie hegte, aller Beachtung würdig. Nicht nur gab es Füchse, Marder und Iltisse in Menge, sondern auch viele Hasen, an Geschmac für den Gaumen des Kessners die besten im Kanton, und dazu, was be-

\* „Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt und ganze Jüder raubet, so muß ich nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen“ — in dieser Weise redet Pestalozzi's Vogt Hummel zu seinen Dorfgenossen.

sonders die Jäger unter unseren Lesern interessiren wird, Hirsche und Rehe zur Lust genug. Ebenfalls erwähnenswerth ist die Angabe, daß in der die Grenze bildenden Aare und ihren Zuflüssen neben Forellen, Aaschen, „Trischen“ und Hechten auch Salmonen (für diese vergl. besonders die Aarauer Chronik von Chr. Delhaſen S. 156) und Lachse keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

Die Revolutionszeit hat das Gewild in unseren Gegenden fast völlig vertilgt. Die Obrigkeit des neuen Kantons richtete denn ihre Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt. Oberforst- und Berginspektor Heinrich Zschokke weiß 1816 freudig zu erzählen, es werden „seit einigen Jahren schon wieder zuweilen Wildschweine und Rehe geschossen, wo vorher kaum einige Hasen und Füchse gesehen wurden.“ Im Jahre 1816 nahm der Staat Aargau an Jagdpachtzinsen 4045 Franken ein, fünfzig Jahre später laut dem Rechenschaftsbericht von 1867 Fr. 17,53 T. 16.

Jakob Gravisseth bemerkt in seiner *Heutelia* (1668), im Ge- lände, welches unserer Juralehre gegenüberliegt, fänden sich zwar viel Füchse und Hasen, dagegen weniger Hirsche, Rehe und Wildschweine: die einen „Auptleut“ ließen, entgegen den obrigkeitlichen Verordnungen fast Federmann jagen, nicht zwar umsonst, sondern gegen gehörige Ent schädigung an die Kasse des Landvogts; andere huldigten dem Sprüchlein: „Mach Mist Weil du Landpfleger bist!“ und plünderten den Forst so gründlich, als es ihre Amtszeit erlaubte. Es werden damals schon „Schliche“ gelegt, um das Kleinwild zu fangen, eine Art zu wildern, bei der man nicht leicht ertappt wird. Das sehr häufige Vorkommen von Zäunen und Hägen war übrigens der Vermehrung des Wildstandes auch hinderlich. Von „dem“ oder auch „einem“ Bibersteiner Landvogt hört man noch jetzt in Aarau Jagdstücklein erzählen, welche an Schilda gemahnen.

Die guten Jurassier ließen es sich gar nicht beifallen, dem Staate das Jagdregal im Walde zu beanstanden, wie die Brüder am Leman; einzigt den Fröschen gingen sie ernstlich auf den Leib und trugen das Erbeutete dann nach Baden und Bremgarten, wo man, zumal in der Fastenzeit, auf derartiges Wildpret wohl zu sprechen war.

Nur wenige Schenkenberger hatten es damals versucht, die Heimath zu verlassen und in der Fremde das Glück zu erjagen: es fehlte die große Triebfeder des alten Berner Geistes, die Begierde nach Ehre und Reichthum. Während der Waadtländer in Frankreich und anderwärts Kriegsdienste nahm und daselbst brünnig um Auszeichnungen rang, welche sogar den Gnädigen Herren an der Aare Achtung einflößten, blieben diese Jurabewohner gleichmütig und gleichgültig auf ihrer Scholle, wo sie kein Kommando in dem armen aber freien Leben aufstörte. Von den

paar Dutzenden, welche „z' Chrieg gedingt“ und den französischen Soldatenrock trugen, kehrten die meisten zurück, als im Heer eine strengere Disziplin aufkam, und steckten sich daheim, merkwürdig genug, wieder gleich in den Bauernkittel. Wenige sind in der Ferne verschollen oder alt geworden. Wir erinnern uns noch wohl, dergleichen Knaasterbärten gelauscht zu haben, wenn sie phantasiegewaltig ihre Kriegsabenteuer erzählten. Die gute holländische \* Mannszucht verschaffte dem heimgekehrten Soldaten nicht selten angesehene Verschwägerung und Ehrenstellen in der Gemeinde; der eine oder andere von denen, welche zuletzt noch unter Napoleon gedient, verzehrte seine Pension als reisender Wirthshausgast oder fand wieder halbmilitärische Beschäftigung als Ausrüster und Nachtwächter.

Im Jahre 1769 betrug die Gesamtzahl derjenigen, welche sich außer Landes befanden, nur etwa 300, und doch hätten das südwärts gelegene lachende Gelände, \*\* der belebte Narestrom, die an der Grenze vorüberlaufenden Verkehrswege und besonders die uralte Basel-Zürichstraße, welche die Vogtei in zwei fast gleich große Stücke schied, einladen können, nach der Ferne zu ziehen. Die letztere Straße freilich hatte

\* In holländischen Diensten standen gewöhnlich 10,000 Mann Schweizer. Im Jahre 1694 wurden die ersten Kompanien im Kanton Bern angeworben und „aufgerichtet“. 1771 betrug die Zahl der in Frankreich dienenden Schweizersoldaten 15,594 (P. Och s.).

\*\* Unter dem Eindruck, welchen dasselbe auf ihn gemacht, schrieb Storr a. a. O.: „Der Wolstand des bernischen Landmanns vergnügt in allen Stücken das Auge. Wolgebaute, fruchtbare Felder, ansehnliche Baurenhöfe, hübsche Dörfer wechseln mit ununterbrochener Unnehmlichkeit ab. In der Ferne hervorragende Bergschlösser und näher an der Straße schöne Landhäuser verzieren das Gemälde. Froh und sich fühlend schaut das Landvolk dem Durchreisenden in's Gesicht, und vermeidet nicht, dagegen betrachtet zu werden, im sichtbaren Bewußtsein der Vorzüge seiner Gestalt, die auch in der Kleidung nicht vernachlässigt wird. Insbesondere sezen die berner Landmädchen in die Feinheit ihrer Strohhütgen einen großen Werth. Ein solches Hütgen von der gleichsten und feinsten Arbeit, das ohne alle Verzierungen 2 Louisd'or kosten kan, findet in bernischen Baurenhöfen ohne Anstand Käuferinnen.“ Und Gercken, welcher von Aarau über Lenzburg nach Baden ging, bemerkte: „Schon seit der Gegend von Lenzburg wird alles bergigt und schlecht. Auch die Bauern und gemeinen Leute dieser ganzen Gegend zeichnen sich durch ihre kleine schlechte Statur und häßliche Gesichter von den Gegenden des Canton Bern sehr aus, und sind auch mehrentheils arm, wie ihre Dörfer, Vieh, Kleidung und alles übrige zu erkennen giebt.“ Sehr vortheilhaft lauten zumal für die Gegend zwischen Wildegg und Windisch auch die Schilderungen von Maurer a. a. O.

noch am Anfang unseres Zeitraumes wenig Verführerisches: ein Deutscher nennt sie „scheußlich“; Andreä beschreibt die Strecke, als hätte man einen recht wilden und gefährlichen Bergpaß vor sich. Isaak Iselin, welcher 1755 mit seiner Mutter nach „Oberbaden“ eine Lustfahrt machte, fand den Weg von Basel bis an die Grenze des österreichischen Frickthals (Hornussen) in sehr gutem Zustand, den eigentlichen Uebergang dagegen „abscheulich, besonders für die Gutschén“. Dergleichen Ansichten mögen wohl die meisten Reisenden bestimmt haben, von Basel aus, wo man die Schweiz betrat, den oberen, selten den unteren Hauenstein als Eingangspforte zu wählen; für diejenigen, welche über Schaffhausen kamen, lag es nahe, bei Brugg linker Hand das Aarethal hinauf zu ziehen.

Bis in die Sechsziger Jahre hinein berührte der Hauptverkehr zwischen Schaffhausen und Zürich einer- und Bern andererseits die beiden Aarestädtchen Brugg und Aarau. Von dem durch seine Messen berühmten Zurzach aus gelangte man über Tegerfelden und Würenlingen vermittelst der Fähre von Stilli nach Brugg, von Zürich aus ebendahin über Weiningen, Würenlos und die Limmatbrücke zu Baden. Von Brugg strich der Fahrweg der Aare entlang über Schönenwerd und Starrkirch nach Olten, sprang dort über den Fluß, wo der untere Hauenstein anfängt, dann das Gäu hinauf bei der Klus (oberer Hauenstein) vorbei nach Wettlisbach, Solothurn u. s. f. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts gingen die Berner energisch an den Bau einer 25 Fuß breiten Straße, welche den ganzen deutschen Landestheil unmittelbar mit der Hauptstadt verbinden sollte. Burgdorf ließ man diesmal noch rechts liegen und legte den schönen Heerweg über Kirchberg und Herzogenbuchsee an. Bei Murgenthal trat derselbe auf unteraargauisches Gebiet. Sehr nahe wäre der Gedanke gewesen, von Niederwyl aus irgendwie nach Aarburg vorzudringen und so in kürzester Zeit Olten und die alte Straße zu erreichen. Zu dem Behuf wäre freilich bei und unter Aarburg (in der „Klos“) der Durchgang am Felsen vorüber bedeutend zu erweitern gewesen. Es heißt nun, etliche Schenkwrthe (cabaretiers) von Olten hätten, aus Furcht, ihre Stadt möchte durch die neue Linie Zürich-Bern wesentlichen Schaden an Brückenzolleinnahmen z. Nehmen, allerhand Mittel ergriffen, um zu verhindern, daß der Stand Solothurn zu der Ausführung des Projektes seinerseits sofort Hand biete. Bern ließ geraume Zeit sich hinhalten und sprengte den Felsen bei dem Städtchen Aarburg vorerst auch nicht. Als aber im Jahre 1766 die Räthe von Aarau bei der Obrigkeit neuerdings Schritte thaten, damit ihre Stadt nicht von der

reichen Verkehrsader abgeschnitten werde,\* war es bereits zu spät. Bern mochte freilich über die Solothurner, welche schließlich nur sich selber schaden würden, ungehalten sein und ließ dieselben fortan auf der schlecht besorgten Zegistorferstrasse seine Praktiken fühlen: es erging sich aber ohne Zweifel nebenbei, abgesehen von militärischen, auch in solchen Betrachtungen, welche man hundert Jahre später bei der Anlegung der Nationalbahn auf genau demselben Terrain abermals machte. Kurz, die volksmässige „Land“-Strasse schwenkte von Niederwyl aus ostwärts ab, erkomm die Höhe des Striegels und befand sich damit an der Pforte der Vogtei Lenzburg. In Suhr mündete die von Aarau und aus dem Bibersteinischen (im Sinn Aaraus: eventuell auch von dem Frickthal) herkommende, schon 1766 mit „Fuhr- und Lastwagen“ (Delhafen) stark frequentirte „Bachstrasse“; in Hunzenschwil zweigte die „Grande Route à Brugg et Zurzach“ ab; die Fähre bei Auenstein brachte die Schenkenberger und Kasteler auf den Weg, welcher von dem Eintritt eben jener „Grande route“ in die Hellmühle-Rupperschwylerstrasse weg durch den Lenzhard geradlinig nach Lenzburg zog. Das untere Aa- und Bünzthal war mit der zuletzt genannten Stadt ebenfalls durch eine Verkehrslinie verbunden; von Brugg und dem Eigenamt aus gelangte man an der Grenze des Lenzburger Amtes in die Heerstrasse. Die Zugänge von Süden her sind von der Natur unmöglich verständlich vorgezeichnet gewesen.

Im Jahre 1787 war dieser Hauptverkehrsweg der deutschen Lande Berns sammt Fortsetzung nach Baden noch nicht überall so vollendet, wie es im Plane der Regierung gelegen hatte: die „Carte topographique“, welche P. Bel „avec permission et privilège exclusive de L. L. E. E. de Berne“ erscheinen ließ, zeigt auf der ganzen Strecke, welche für unsere Juralelandschaft etwa in Betracht fällt, als fertig die Partien vom Leimengraben (östlich von der „Kreuzstrasse“) bis Kölliken, von Suhr durch den Breitenloowald bis Hunzenschwil, von „Ottman-

\* Schon 1760 reichten sie ein Memorial ein, worin sie wünschten, es möchte die Strasse von Safenwyl weg über die Höhen zwischen Kölliken-Entfelden einerseits und Schönenwerth andererseits gegen den Aarauer Steinbruch hin geführt werden: das Terrain sei ebener, sumpflos, der Bau billiger. Man trat in Bern nicht darauf ein. Später wurde die Route Aarau-Aarburg merklich verbessert, und die „große“ Landstrasse erwies sich für Aarau so ungesährlich, wie später die Nationalbahn, während die Stadt anderntheils auch im Hinblick auf die geringe Gefährlichkeit der Bözbergstrasse sich über das Scheitern des Staffelleggprojektes trösten konnte. Parallelen für die Gegenwart zu ziehen liegt nahe. Jedenfalls verdankt Aarau, was es geworden ist, sich selbst.

singen" bis Mägenwyl, von dem „Nekweler Hof“ (Gefwyl) bis über Mellingen hinaus, endlich von dem „Dätwyler Hof“ bis Baden. Reisende, welche von Zürich nach Bern wollten, benützten fortan selbstverständlich diese Straße, ohne daß Brugg und Aarau darum fortan, wie wenigstens das letztere fürchten mochte, zu dem Range von förmlichen Landstädtchen herabgesunken wären; wer von Osten nach Basel wollte, wählte nach wie vor den Weg über die Bözberghöhen.

Als N. G. Tschärner Landvogt war, ließ er es an der doch sehr kostspieligen Reparatur desselben, welche zweimal des Jahres vonnöthen erschien, nicht fehlen; er sah inzwischen ein, daß die ganze Anlage der Straße eine bessere sein könnte, und arbeitete sowohl bei der Berner Regierung als bei den wegen ihres Handels stark mit interessirten Baslern für einen Neubau. Damals waren die Zeiten bedenklich, Bauernstand und Verdienst lagen darnieder, der erstere war kaum in der Lage, mit seinen eigenen Bedürfnissen fertig zu werden, und für Frohdienste also nicht verwendbar. Tschärner meinte, gerade durch einen Straßenbau käme wieder Geld in's Land: „Wozu diente solches dem Staate? Wollen wir es einem Feind aufbehalten oder Fremden auf verlorene Capitalien zu nützen hinleihen?“ (Brief an J. Iselin vom 22. Dez. 1772.)

Berns Finanzen waren im 18. Jahrhundert blühender, als diejenigen irgend eines anderen europäischen Staates. In den Neunziger Jahren betrug der Zins von den auswärts angelegten Staatsgeldern mehr als eine halbe Million Franken. Zu den Schuldern Berns gehörten im vorigen Jahrhundert ab und zu Holland, England, Leipzig, Ulm, die sächsischen Landstände, der Herzog von Württemberg, der von Mecklenburg-Schwerin, der König von Dänemark, der von Sardinien, Frankreich u. s. f. Die Verluste, welche Bern anlässlich des Law'schen Bankkrachens (1720) machte, waren sehr bedeutend. Andere folgten nach der Mitte des Jahrhunderts. Wie Frankreich 1798 dann seine Brudersliebe betätigte, ist bekannt. — Von den Franzosen erhielt der Gläubiger etwa lebenslänglich 10 Prozent; mit seinem Tode war aber auch die Schuld erloschen. Solche Kapitalanlagen wurden indessen schließlich von Staats wegen verboten.

Die Staatseinkünfte Berns bestanden aus dem Ertrag der Domialgüter, der Posten, des Salzes, aus den Ohmgeldern, den Zöllen, den Zinsen der angelegten Capitalien, dem Zehnten, dem Bodenzins und wenigen anderen, unbedeutenden Revenuen. Der Bodenzins haftete auf dem Grundstück und war von dem jeweiligen Besitzer zu entrichten. Auf die Schultern des Bauersmanns drückte am meisten der Zehnt. Der ward insgemein in natura abgeliefert. Es gab Kornzehnten, Roggenzehnten, Heuzehnten, Weinzehnten, Hanszehnten, Erdäpfelzehnten,

Lewatzehnten u. dgl. Den Ertrag dieser Steuer veräußerte die Regierung an dem Ort, wo sie eingegangen war: es sollte dadurch das zur Bewirthshaltung des Bodens nothwendige Düngmaterial und der Ertrag des Landes überhaupt denselben gewahrt werden. Für richtigen Preisansatz sorgten Geschworene, welche von den Amtleuten jeweilen zu dieser besondern Funktion berufen würden. Die hiebei erlösten Summen floßen der Hauptache nach in die Kirchen- und Armengüter und kamen so wieder den Gemeinden, aus denen sie gezogen worden, zu gute. Inwiefern der Bauer bei fruchtbaren Jahren viel, bei schlechten wenig steuern mußte, war der Beihnten für ihn eine bequeme Form, an die Kosten des Gemeinwesens beizutragen. Unbillig im höchsten Grad muß es genannt werden, daß der Landmann die Schulden, welche auf seinem Gute lasteten, nicht in Abzug bringen konnte: so ging der Kapitalist, möchte er nun in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, bei der Steuererhebung leer aus. Die Helvetik hat einen andern Modus der Besteuerung eingeführt, welcher in mancher Beziehung gerechter war, als der alte, zunächst aber die im Interesse der religiösen und sittlichen Wohlfahrt des Volkes gegründeten Anstalten nicht weniger empfindlich schädigte als die Armenhäuser.

Acht Jahre darauf war die neue Bözbergstraße hergestellt. Am 8. Oktober 1779 fuhren Jakob Sarasin und Frau nebst ihrem 8½jährigen „Buben“ von Effingen aus in einer Kutsche „über den neuen Bözberg, der zum Erstaunen eines Jeden, der die alte Straße befahren hat, nun so schön und eben ist, daß man ihn ohne Vorspann besteigen kann.“ Hart an der Bannmeile der Stadt Brugg schwenkte sie von der Römerstraße ab und lief derselben parallel gegen den Sindel, zog sich aber dort nach links, wo jetzt an herrlichem Aussichtspunkt die vier Linden stehen, und gegen den neuen Stalden, wo auf der Höhe des Uebergangs (574 Meter) damals das Gasthaus zum Bären entstand, dann durch die Langenbuchen hinunter; mitten im Dorfe Effingen mündete sie in den alten Weg. Noch lebt bei dem Volke die eine und andere Sage von Unglücksfällen, welche vorzeiten „im Berg“, an der steilsten westlichen Steigung der Straße, sich zugetragen; in Effingen und zu Königsfelden, wo der Bauherr Mirani ab und zu gewohnt, gab es vor Kurzem noch „Meranistübli“ und spulte er selber herum. Die neuesten Veränderungen haben jenem bernischen Oberingenieur (Tillier V, 428), welcher, Niemand weiß mehr, in was für einem Streithandel, bei seiner Seelen Seligkeit geschworen, die Langenbuchenstraße bewege sich überall auf der Sommerseite des Berges, die Ruhe der Vergessenheit gebracht. That-sächlich liegt jene Straße, zumal seit dem Bözbergtunnel, im Schatten.

Großes Leben hat Miranis Bauwerk kaum in die Vogtei gebracht. Die Güterwagen, die Fischerschen (Brief-) Posten, und die Extraposten, der Personenverkehr auf privatem Fuß, der Böözberger Baselbote: sie gingen eben durch.

Der „Böözberger Mercurius“, wie J oh. Georg Zimmermann von Brugg ihn nennt, besorgte den internen Verkehr zwischen Basel und Brugg und hatte 1765 sein Absteigequartier am ersten Ort im grünen Pfahlgäfli bei einem Herrn Rippel. Für Zimmermann muß er z. B. besorgen: Bücher von Freunden, junge Hähnen zum braten, fette Gänse, grüne Erbsen oder Zuckerkiefeli, Artefisi (Bocksbart, Tragopagum hor-tense), Artischocken, Spargel, Blumenkohl u. s. f. Der Doktor von Brugg verspricht Iselin, welcher jene Sachen angekauft, dafür „ergäuische“ Produkte, „zum Ex. Reben (weiße Rüben) und Schnätterlig (gehechelte Rüben), die hier der Edelmann und zu Basel die Schweine speisen“ (Ungedr. Briefe J.s an Iselin). — Laut dem Helvetischen Kalender von 1794 ging je am Dienstag früh die Messagerie nach Zürich von Basel ab, nachmittags die Post (ebenso die Post am Mittwoch), Freitags und Samstags ebenso. — Die ersten Spuren einer Post im Freistaat Bern geht nicht über den Anfang des XVII. Jahrhunderts hinauf. Seit 1675 war die Besorgung des Berner Postwesens der Familie F ischer anvertraut. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte dieselbe auch das Postwesen anderer schweizerischen Stände in Pacht (Tillier). Im Kanton Zürich besorgte die Familie H eß eine geraume Zeit das Postwesen (Burlauben).

Das Nachsehen war inzwischen für Alt und Jung schon damals eine erfreuliche Beschäftigung. Am meisten Gewinn machten neben den im Land ansässigen Fuhrleuten, welche den Vorspann besorgten, die großen mit Ehehaftem versehenen Gasthöfe, denen man noch jetzt als Zeugen lange verschwundener Herrlichkeit am Fuße des Böözbergs begegnet. Da übernachteten die Wagenlenker mitsamt ihrem Gespann, es fanden ihre Geschäftsfreunde aus dem Dorfe sich ein, hin und wieder auch arbeits-scheues Volk, die baumwollene oder wollene Strumpfmütze oder die Soldatenkappe auf dem Ohr, um ein Gläslein in der Ecke zu trinken und dabei zu sein, wenn der fremde Fuhrmann sein „Ordinäri“ (Suppe, Fleisch und Gemüse) verzehrte und dabei das Neueste aus dem Reiche des Witzes und der Weltbegebenheiten zwischen Paris und der Türkei zum Besten gab. Solche Berichte vernahm der eigentliche Bauer dann erst aus zweiter Hand. Denn während der Woche das Wirthshaus zu besuchen, gehörte damals noch nicht allgemein zum unabwölklichen Bedürfniß.\*

\* Doch darf nicht verschwiegen werden, daß in der zweiten Hälfte unseres Zeitrums der Ruhm des Bauers im „untern Aergow, wo Weinwachs ist“, auf

Erlaubte er sich etwa das Vergnügen an Sonn- und Markttagen oder wenn der Trüllmeister seine Leute einberief, so bildeten Vieh-, Heu- und Fruchtpreise, Wetter, Jahresaspekte, seltener politische Dinge den Stoff für seine Unterhaltung. Und wenn er mit Fragen des Staates sich bemühte, so waren seine Anschauungen insgemein äußerst harmlos. Ein Exempel dafür bietet Tscharners Briefwechsel. Da erzählt er am 25. November 1772 dem Freund Fselin — die Wiener Regierung hatte sich damals dem Berner Pez gegenüber etwas patzig gezeigt —: „Apropos von Oesterreich, ich habe Ihnen vielleicht letzthin gemeldet, daß das Faustrecht desselben unsere Landleute sehr beschäftigt. Da letzthin solches in einer Schenke abgehandelt wurde, waren die Politiker in ihren weiten Hosen eins, daß der Kaiser für sich alleine noch so sehr nicht zu fürchten wäre, aber seine Allianz mit Preußen und Russland ihm unstreitig eine Uebermacht über Meine Gnädigen Herren gäbe. Sie beschäftigten sich damit, wie dieser zu begegnen seyn möchte, als ein dritter darzukame und sie mit der Nachricht beruhigte, daß dieselben gegen diese dreyfache Allianz würflich eine andere mit Basel und Solothurn geschlossen hätten.“ Eine solche vertrauensvolle Wohlgezogenheit gehörte zum Wesen des alten Schenkenbergers auch im Wirthshaus. Er war zäh und nicht heißblütig, und wenn ihn etwa die Weinlaune an Tanz- und Marktabenden übernahm und seine Zunge nicht gerade mit dem unnützlichen Nennen von heiligen und unheiligen Namen bethäigte, so sang er hochgemuth in über-großer Heiterkeit Psalmen und geistliche Lieder. An Volks- und Gesellschaftsweisen traf man nämlich hier zu Lande so zu sagen nichts; von den Lavaterschen Schweizerliedern, welche die Helvetische Gesellschaft von Schinznach so hoch anpries, mochte kaum etwas über die Alare gelangt sein. — Bern war auf solche Sachen so wenig gut zu sprechen, als Else auf Goethe's „Der du von dem Himmel bist“ (Christoph und Else I, 270): „vor dergleichen Welt-kindern soll die Christliche Jugend mit allem Fleiß verwarnet und abgezogen werden, damit sie nicht durch solche

diesem Punkt auch anfang, unfein zu werden. Glaubte er doch bereits, „es stehe ihm nichts zu verweisen, wenn er neben den Sonn- und Festtagen in der Woche nur einen Tag die Schenke besucht, oder wie sie es nennen, zum Wein geht, und sich berauscht“ (A. Stapfer). Man rechnete damals an weinarmen Orten, wenn ein Bauerngastmahl veranstaltet wurde, per Kopf zwei Maß. „Wie wird es denn an denen Orten sein, wo Wein wächst!“ ruft unser Gewährsmann aus. Wein, für welchen der Wirth 2 Bayen per Maß bezahlt hatte, schenkte er für 3 Bayen aus. Jetzt ist das Verhältniß freilich ein anderes. — Im benachbarten „Bonnal“ ward unmenschlich gezecht; inzwischen waren das nicht normale Zustände.

unreine fleischliche und sündige Lieder als durch einen schädlichen Strick in ein ausgelassenes und wohllüstiges Wesen gerissen werde" — steht in einem bernesischen pädagogischen Handbuch jener Zeit zu lesen.

In unseren Zeiten wird freilich in den Gasthäusern des alten Schenkenbergeramtes verständnisvoller debattirt und Passenderes gesungen; das „wirthschaftliche“ Leben ist überhaupt viel entwickelter. An der Bözbergstraße standen um 1770 drei Herbergen, sämtliche zwischen Hornussen und dem höchsten Punkte des Ueberganges, eine in Bözgen, eine in Effingen, eine dritte auf dem alten Stalden; nunmehr hat bereits Bözgen viere. Ebensoviel stehen an der östlichen Hälfte der fraglichen Straße, während dem früher der Wanderer von Brugg aus eine ganze Stunde marschiren konnte, ohne sich erfrischen zu müssen.\* Eine Parallele zwischen 1770 und 1882, einem Jahr also, wo die Zahl der Wirthshäuser infolge des Mizwachses wieder sehr stark gesunken war, konstatirt überhaupt in dieser Beziehung einen Fortschritt, welcher den eingefleischtesten Optimisten unruhig machen dürfte. Auf dem Gesamtgebiete des Amtes standen damals zehn Wirthshäuser, jetzt fünfzig. Es hatten nämlich Wirthschaften

	1770	1882
Asp und Densbüren . . . . .	1 . . . .	5
Thalheim . . . . .	1 . . . .	4
Veltheim . . . . .	1 . . . .	4
Bözgen (Kirchgemeinde) . . . . .	2 . . . .	7
Bözberg (Kirchgemeinde) . . . . .	1 . . . .	3
Umiten, Ryniken, Mönthal . . . . .	— . . . .	8
Billigen und Rein . . . . .	1 . . . .	5
Remigen . . . . .	1 . . . .	5
Rüfenach . . . . .	— . . . .	2
Stilli und Lauffohr . . . . .	1 . . . .	4
Mandach und Hottwil . . . . .	1 . . . .	3.

\* Brugg hatte das Recht, jede Gröffnung einer Tavernenwirthschaft innerhalb einer Stunde Entfernung von der Stadt zu hindern. Stalden, Remigen, Stilli und Billigen liegen an der Peripherie. Die Eigengewächswirthe durften ihren Wein nur „beim Zapfen“ ausschenken, d. h. über die Gasse verkaufen, nicht aber an Reisende abgeben. Eigengewächswirth und Weinbauer war dasselbe. Nicht selten kam es vor, daß der Geistliche den Ertrag der Pfrundreben auf eigene Rechnung durch seine Gefindeleute verwirthen ließ. Das sogenannte „Öhmgeld“, die Gebühr, welche die Gastgeber an das Gemeinwesen zu entrichten hatten, ward im Freistaat Bern 1617 auch auf der Landschaft eingeführt und floß zur Hälfte in die Gemeindekasse. Im vorigen Jahrhundert bezog die Staatskasse an Öhmgeld jährlich etwa 35,000 Fr. (Müller und Tillier).

Grinnern wir uns an die oben angeführte Bevölkerungsstatistik: das fragliche Territorium zählte im Jahre 1769 5659, im Jahre 1880 8711 Einwohner; es traf demnach auf den erstgenannten Zeitpunkt für 566, auf den zuletztgenannten für 174 Einwohner ein Wirthshaus. Zürich hat gegenwärtig auf 100 Einwohner eine solche Erquickungsanstalt, Aarau bietet das Verhältnis von 1: 96,5. Des Hauses Vertraulichkeit geht so nach und nach im öffentlichen Leben auf, und des Apostels Wort, nach dem wir Fremdlinge und Gäste auf Erden, wird mit der Zeit zum Inhalt des allgemeinen Bewußtseins. Tschärner bemerkte durchaus nicht allgemein, sondern mit besonderer Beziehung auf die Schenkenberger Verhältnisse: „Die wirthschaft leidet durch die Nachbarschaft des wirthshaus, die pest eines dorfs, die der ökonomie des bauren nicht weniger schadet, als seiner lebensart.“ Was würde der sehr aufgeklärte Mann von unseren heutigen Zuständen sagen?

Bözzen besitzt seit ungefähr zwei Jahrhunderten eine Kirche; früher stand sie in Elsingen, welchem bis in unser Jahrhundert hinein die Wohnung des Geistlichen verblieb. In Effingen trägt das Gasthaus das Schild „zur Glocke“. Daher die alte Rede, von den drei Dörfern unter dem Berg besitze eines die Kirche, ein anderes das Pfarrhaus, das dritte die Glocke. Das alte Gasthaus in Bözzen hat als Tavernenzeichen einen Bären, das Wappenthier der Berner. Er findet sich auf unserem Territorium sehr häufig, nämlich in Biberstein, in Auenstein, in Beltheim, in Schinznach, in Thalheim, auf dem Stalden, in Villnachern, in Remigen, in Stilli, in Hottwyl, in Densbüren. Das Frickthal, soweit es österreichisch war, weiß davon nichts; dort finden sich Krone, Löwe, Engel, Schwert, Rebstock, Sonne, Adler, Pfau, Hirsch, Meerfräulein, Salm u. s. f. — Ich bin nicht im Stande, über jurassische Wirthsverhältnisse aus dem vorigen Jahrhundert etwas beizusetzen. Die folgenden Notizen lassen indessen vermuten, wie jene ausgesehen haben mögen. Gercken machte am Ende der Siebziger und am Anfang der Achtziger Jahre eine Reise durch Schwaben, Bayern, die Schweiz u. s. f. Er kam das Aaretal herunter und kehrte in Wietlisbach ein, „wo die Postkutschen die Nacht bleibt . . . Wir speiseten den Abend daselbst schöne Forellen, gebratne junge Hühner, Erdbeeren &c. und tranken jeder eine Flasche von dem treslichen Neuffchateller rothen Wein, der dem Burgunder völlig gleich kommt, des Morgens Kaffee, und jeder zahlte nicht mehr mit dem Logis wie ohngefähr 1 fl. Conventionsmünze.“ . . . „In den mehrsten Gasthöfen auf dem Lande und kleinen Städten findet man in einem großen Zimmer wohl 4 und mehr Betten, wo der ganze Postwagen zusammen in einem Zimmer schläft, welches freilich unbequem, doch öfters auch lustig ist.“ Narburg: „Wir aßen recht gut und ließen uns den schönen rothen Neuffchatellerwein recht gut zu den Forellen

schmecken.“ In Aarau, „wo der Postwagen über Nacht hält, ist man in einem recht braven Gasthof zum Ochsen recht wohl und doch wohlfeil bewirthet.“ Meiners fand zwischen Zürich und Bern (er reiste über Lenzburg) „selbst in Dörfern und Flecken sehr schöne Gasthöfe, gute Betten, geräumige Zimmer, reinliches Service, viel Silbergeschirr und einen mit mancherley Confitüren besetzten Nachttisch. Andere Reisende malen ihrerseits in weniger hellen Farben. Eine zuverlässige Norm findet man in den Frucht-, Fleisch-, Wein- und Hauspreisen jener Zeit. Ueber die Häuser des Berner Juras bemerkte Tschärner im Allgemeinen, sie seien aus Stein gebaut, verhältnismäig theuer; neue fänden sich eben deshalb selten, hundertjährige seien gewöhnlich. „Die Dörfer haben insgemein ein altes und finsteres ausssehen, theils wegen den rußigen gebäuen, theils wegen den schatten der bäume, in dem solche stehen; die häuser sehen von innen nicht reinlicher aus als von aussen; ihr geräth ist gering und einfältig, alles zeugt von der allgemeinen armuth.“

Es wäre völlig unrichtig, wollte man voraussetzen, die Schenkenberger Bevölkerung habe aus lauter Bauern bestanden. Das Handwerk besaß daselbst einen sehr breiten Boden. Nicht in dem Sinne, als wären die Angehörigen desselben ausschließlich Handwerker gewesen, allein sie gaben sich erst in zweiter Linie und mehr nebenbei mit der Landwirthschaft ab. Der eigentliche Bauer sah sehr verächtlich auf die Handwerker herab, welche er doch auf keine Weise entbehren konnte, und bezahlte die Arbeit derselben schlecht, wenn er überhaupt nach Jahr und Tag und mannigfachem Betteln sie bezahlte. Anderwärts behalf der Bauer sich selber, führte die Axt des Zimmermanns, den Hammer des Maurers, den Hobel des Küfers, schnitzte Rechen und Heugabel, flocht die benötigten Körbe — hier von allem nichts. Sogar die Besen bezog man von auswärts. In Densbüren kam 1770 auf den zehnten Mann ein Korbmacher, in der Pfarrei Bözen gab es sechs Küfer, im Dorfe Weltheim vier Zimmerleute, Mandach hatte ebensoviel Maurer. Was der gewöhnliche Handwerker zu Stande brachte, war gewöhnlich mittelmäig, stümperhaft, wie der Geschmack der Abnehmer; diejenigen, welche Besseres liefern konnten, waren Ausländer, zumeist Deutsche. Vielleicht knüpfte sich für den auf seiner Scholle kauernden Schenkenberger schon an diesen Umstand ein Stück Widerwillen; dazu kam, daß der eigentliche Handwerkermann der „Spizhosen“ und der städtischen einfacheren Tracht (man denke an das Kostüm des Scherer in Pestalozzis Lienhard und Gertrud!) sich bediente, indessen der Bauer die weiten altfränkischen Hosen trug, im Sommer mit zwei, im Winter mit vierfacher Wollkleidung auf dem Leib, Strümpfen und Ueberstrümpfen, während der besseren Jahreszeit in baumwollener, während

der strengeren in der Pelzkappe, wenn es über Feld oder zur Gemeinde ging, im Filzhut aufzog und überhaupt, wie unser Gewährmann etwas bitter bemerkte, „von der weite der hosen auf die größe des verdiensts schloß.“ Künstlerische Anlagen wurden demnach, wofern solche sich etwa zeigten, nicht gepflegt und ausgebildet. Das ganze Territorium hatte bis dahin noch keinen in der Kunstgeschichte bedeutenden Mann erzogen. Samuel Amsler von Schinznach gehört einer späteren Zeit an.

Die Generaltabelle aller Handwerksleute stellt für das Jahr 1770 folgende Zahlen auf: 12 Metzger, 13 Müller, 2 Bäcker (beide in der Pfarre Bözen), 5 Lissner (Stricker), 45 Schneider, 43 Schuhmacher, 46 Baumwollwäber, 76 Leinwäber, 28 Strümpfwäber, 3 Wollenwäber, 8 Dachdecker, 1 Ziegler, 4 Glaser, 21 Maurer, 1 Säger (in Densbüren), 1 Bürstenbinder, 1 Drechsler, 5 Kessler (Spengler), 18 Körber, 27 Küfer, 6 Seiler, 14 Hufschmiede, 1 Zeugschmied und 16 Wagner, was mit den Wirthen zusammen 428 ausmacht: sicherlich ein sehr bedeutender Prozentsatz der Bevölkerung! Es ist im Ferneren zu bemerken, daß hier nur die Männer angeführt sind, währenddem damals fast ganze Schenkenbergische Dörfer sich mit „lissmen und stricken, die armen durch die spinnerey“ sich ernährten.

Die Einnahmen dieser Jurassier flossen aus dem Verkauf eines Theiles der Weinernte; auch etwas Bieh, Getreide, Obst und Erdfrüchte konnte veräußert werden: aber dies alles gilt nur für gute Jahre. In geringen stand der Mangel in Gestalt des Schuldenboten vor der Thür. Was Wunder also, wenn nicht nur in der an Besitz armen Haushaltung, sondern ebenmäßig in den Schichten der Täumer und noch weiter hinauf es freudig begrüßt wurde, als zunächst von den am Ost- und Südfuß der Juralehnschaft befindlichen Städten aus Gelegenheit sich bot, wenigstens während des müßigen Winters ein schönes Stück Geld zu verdienen! Der eigentliche Großbauer sah der neuen Entwicklung der Dinge, welche die Taglöhne empor schwraubte, zunächst ingrimmig zu und ließ eher, als daß er der Zeit sich gefügt hätte, sein schlechteres Ackerfeld, soweit er dasselbe nicht mit den Seinen und dem Gesinde bauen konnte, veröden. Nebenbei aber hielt er ein wachsames Auge auf den Gang der Verhältnisse und suchte daraus krafft der ihm angeborenen Schlauheit größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Noch bevor die Siebziger Jahre abgelaufen waren, fühlte er sich wieder mehr denn früher als Herrn der besitzlosen Dorfgenossen und als eine Grundfeste des Staates.

Für den Bezug all des Bedarfes, welchen der Landbewohner nicht selbst erzeugt, für den Verkauf des Weines, der Bodenfrüchte, des Obstes, für die Entrichtung der Schuldzinsen haben sich die Jurassier unserer drei Aemter, mit Ausnahme etwa der drei nach Westen, immerhin nach einem fremden Staat weisenden Gerichte, an die Städte Brugg, Lenzburg und Aarau gehalten. Die Burzacherstraße und die über den Bözberg mündeten hart vor der Brücke, welche der erstenen den Namen gegeben; die Bewohner des Schinznacherthales haben, um nach Lenzburg zu gelangen, die Fähre von Auenstein und später Holderbank benutzt und sie zu einer der am meisten frequentirten zwischen Stilli und Aarburg gemacht; vor den Amteileuten von Biberstein lag Aarau. Mochten die politischen Verhältnisse der „freien Munizipalstädte“ des Aargaus, eben weil sie ausnahmsweise waren, mit denjenigen der umliegenden Landschaft sich so gut wie gar nicht berühren: um so mehr die gewerblichen. Die Städte genossen überhaupt große Vorrechte und waren auf Bern gleich übel zu sprechen, wenn es in Sachen des Handels und Gewerbes die Bauern besser stellen und freiere Einrichtungen schaffen wollte. Die Landfrämer mußten ihren Bedarf aus der Stadt beziehen; die Handwerker auf dem Dorfe standen bis 1697 in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von den städtischen Zünften; noch 1774 durften die Metzger aus dem Schenkenbergischen nicht ohne weiteres ihr Fleisch innerhalb der Stadtmauern von Brugg verkaufen. Hauptmann Johann Rudolf Wydler von Aarau rieth alles Ernstes, man sollte der bei den Bauern überhandnehmenden Krämersucht dadurch vorbeugen, daß „zwo stunden um die städte herum keine kramläden geduldet würden.“ Derselbe, sonst gar nicht engherzige Mann meint im weiteren: „Die landleute haben ohnedem angefangen sich der mehresten professionen und manufakturen zu bemächtigen, so daß die handelsleute und fabrikanten in den städten nicht mehr neben ihnen bestehen können . . . sie haben noch dazu den landbau, die viehzucht und andere hülfsmittel mehr, deren die städte entbehren müssen; also daß alles wohl erwogen, gar nicht wieder die billigkeit läuft, den städten hierinn vorzügliche vortheile zu gestatten. Anders fallen die vornehmsten künste und gewerbe in der bauern hände.“ Dieser Vorschlag wurde 1764 gemacht, in einer Zeit, wo der Zustand der Landschaft beneidenswerth erschien. Es war nicht immer so gewesen.

Die Umwandlung des „artophagischen Ergäus“ in ein industrielles hatte seit dem dritten Jahrzehnt begonnen; am Schlusse des siebenten war sie wenigstens im südlich von der Aare gelegenen Theil insofern

vollzogen, als die Einwohner zur weitaus kleineren Hälfte der mittlerweile hoch entwickelten Landwirthschaft, zum größeren dagegen dem Handel und der Verarbeitung einheimischer oder eingeführter Produkte oblagen. Im Jahre 1755 mußten, als es sich um die Konzession eines neuen Etablissements handelte, die in der Landvogtei Lenzburg befindlichen Tuchweber ihrem Landvogt von Tavel zu Handen der Berner Regierung anzeigen, wieviel Stück baumwollener Tücher sie in einem Jahre verfertigen ließen. Es ergab sich, daß 540,000 (oder nach anderer Angabe, welche vielleicht Königsfelden und Aarburg noch mit berücksichtigt, 680,000)  $\text{m}$  Garn zu 135,000 (bezw. 170,000) Stücken verarbeitet würden. Werden für den unteren Berneraargau, d. h. für die jurassische Landschaft noch 30,000 weitere Stücke hinzugerechnet, so hat man ein ungefähres Bild von der industriellen Thätigkeit dieses Territoriums in einer einzigen Branche. Die Baumwollenindustrie ist allerdings während unseres Zeitraumes ein Haupterwerbszweig gewesen, die Wünschelruthe, kraft welcher Reichthum und was weiter damit zusammenhängt, ins Land gebracht wurde.

Die Leinwandindustrie, wenn auch ehedem stärker betrieben, beschäftigte immer noch viele Hände: gab es doch um 1770 herum nur im Schenkenbergischen sechszehn Leineweber, die Weiber und Kinder, welche denselben Stoff bearbeiteten, nicht mitgezählt. Vormals war viel Hanf und Flachs gebaut worden; jetzt glaubte man, den Boden ersprißlicher anzpflanzen zu können, und hielt denselben auch etwa für jene Pflanzen wenig geeignet. Das einheimische Garn konnte wohl an Dauerhaftigkeit mit demjenigen aus Westfalen und Schlesien konkurrieren, dagegen war das letztere feiner, zarter und billiger. Während der Sechsziger Jahre setzte die Berner Dekonomische Gesellschaft, wahrscheinlich von Aarau aus dazu bewogen, öfters Preise aus, um dem Bau und der Manufaktur des Flachses Vorschub zu leisten: der untere Aargau lebte damals im Baumwollenenthusiasmus und betheiligte sich nicht. Dagegen der obere Theil des Bernerlandes, welcher denn mit seinen Garnen und Tüchern bald auch den Haupt-Leinwandmarkt des Unteraargaus, Zofingen, beherrschte. Die Schenkenberger Weber mögen sich meistens mit der Herstellung von leinenen Kappen und Strümpfen und glatten Zeugen befaßt haben. Merkwürdigerweise liebten die Franzosen dicke und dauerhafte Waare sehr und waren für schweizerische Produkte auch da noch Abnehmer, als die Ausfuhr derselben nach England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland gegen früher entweder bereits stark in Rückgang gerathen war oder gänzlich aufgehört hatte. Uebrigens entrichteten die Schweizer

bis zum Beginn der großen Revolution keinen Eingangszell für Leinenwaaren, welche nach Frankreich gingen. Auch der Fabrikation von halbleinenen Stoffen, wie sie damals in Rouen gefertigt wurden, wandte der industrielle Geist sich zu. Der Zettel bestand bei diesen aus Flachs- oder Hanfgarn, der Eintrag aus Baumwolle. Und da verlegte man sich sowohl auf weiße als auf gestrichelte und gewürfelte Tücher. Besonders in den beiden letzgenannten Sorten, man nannte sie Rübeli und Cadrille, traten schöne Leistungen zu Tage.

Von den achtundzwanzig Strumpfwebern hat ein Theil immer noch Wolle verarbeitet. Die verschiedenfarbenen dicken oder gewalkten Kappen und Strümpfe wurden größtentheils ausgeführt, die halbdicken blieben im Lande. Die Wolle bezog man von auswärts, aus Böhmen, Sachsen, Mazedonien und Ungarn, weil die einheimische Schafzucht, trotz mehrfacher Anläufe zur Hebung derselben von Seiten der Berner Defonomischen Gesellschaft, immer entschiedener in Abgang gerieth. Der rothwollene Unterrock und die entsprechenden Strümpfe der Jurassierinnen waren „ihr größter Pracht“ und also nicht geeignet, die Wollenmanufaktur im eigenen Lande stark zu fördern. Hatte die Bäuerin früher ausschließlich an Leinwand sich vergnügt, so fand sie nach und nach mehr Geschmack an dem aus der Fremde gekommenen Stoff, der Wolle von dem Baum, und wußte sich bereits vor der Mitte unseres Zeitraums nicht wenig mit einer gemalten baumwollenen Schürze. Leinwand und Wolltuch räumten eine Strecke des Feldes um die andere der Baumwollenindustrie. Ob die Erstellung von Seidenstoffen auf unserem Boden jemals eine bedeutende Rolle gespielt, darüber enthalten unsere Quellen keinerlei direkte Angaben. Zu einer Wichtigkeit, welche nur annähernd so groß gewesen, wie im Baselland, hat es die Verarbeitung der Seide bei unseren Jurassieren auf keinen Fall gebracht.

Der Anteil, welchen die drei am Fuße der jurassischen Landschaft gelegenen „Munizipalstädte“ für das Gewerbe bezeugten, war ein durchaus verschiedener. Aarau stand oben an. Gerade wegen der Industrie war freilich seit hundert Jahren das Handwerk hier ganz bedenklich zurückgeblieben. Um 1650 herum hatte die Stadt, wie Landschreiber G. F. Gruner berichtet, „bey 200 Messerschmieden“, am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch 100 und in der zweiten Hälfte desselben noch fünfundzwanzig bis fünfzig. In ähnlichem Verhältniß war die Zahl der Büchsen schmiede und der Weißgerber zusammengeschrumpft. Einen erfreulichen Aufschwung hatte dafür die Manufaktur und der Handel mit Seide

und Baumwolle erhalten. Um ersten Artikel hielt es schwer, mit Basel irgendwie zu konkurrieren. Die Posamente mußten Anfangs jenseits der Schafmatt gesucht werden, und es war nicht gerade ermutigend, daß die Berner Gesetze es erlaubten, den dem Arbeiter ausgeliehenen, bis 200 Gulden werthen Webstuhl als „vertrautes Gut“ in die Gantmasse einzubegreifen. Gleichwohl lieferten gegen das Ende des Jahrhunderts die Aarauer Seidenfabriken nach den verschiedensten Ländern ihre Produkte in Seidenband, welches nach Basler Art angefertigt war. Ebendamals gab es in der Stadt und deren nächster Umgebung fünf ansehnliche Zitz- oder Indiennedruckereien, welche einen sehr starken Absatz nach Italien, auch zum Theil nach Frankreich und Deutschland hatten und eine große Zahl von Arbeitern bei der Stadt, und im übrigen Aargau beschäftigten. Genauere Angaben über den letzteren Punkt können aus Mangel an Quellenmaterial nicht gemacht werden; in den Jahren 1881, 1882 und 1883 haben Aaraus Fabriken täglich durchschnittlich 1350 Arbeitern aus der Umgebung Verdienst geboten, wovon auf das ehemalige Amt Biberstein ungefähr ein Drittel kam.

Schon an Umfang stand Lenzburg zurück, und seine gewerblichen Leistungen waren bereits insofern weniger belangreich. In den Zwanziger Jahren zeigten sich dort, nachdem schon lange vorher, wie auch in Aarau, Tücher gebleicht worden waren, die ersten Spuren einheimischer Industrie. Seit 1732 gab es eine Baumwollendruckerei; vier Jahre später entstand im benachbarten Schafisheim die weitläufige Indiennesfabrik, andere Etablissements reihten gegen Holderbank hinunter sich an. 1795 beschreibt der zuverlässige Norrmann den gewerblichen Zustand Lenzburgs mit diesen Worten: „Die Industrie und Handlung sind lebhaft. Man findet in und bey der Stadt beträchtliche Leinwandmanufakturen, mehrere Cottun- und Zitzdruckereyen, für welche allenthalben im Aargau stark gearbeitet wird; auch sind hier einige Tobaksfabriken und gute Handwerker. Indes hat Lenzburg nicht die ausgebreitete Handlung, den großen Wohlstand und Reichthum einzelner Häuser, und man findet auch nicht so viele Kaufleute, wie in Aarau.“

Noch merklicher anders lagen die Verhältnisse zu Brugg. Schon am Anfang unserer Epoche war der Ort im Besitz der Qualitäten einer „Prophetenstadt“. Seit wie langer Zeit, vermag ich im Genauer nicht anzugeben. Gravisseth, der Verfasser der „Heutelia“, fragte seinen Gastgeber in Brugg nach dem Stande der dortigen Bildungsverhältnisse. Es gäbe, wurde geantwortet, wenige, „so die freyen Künste excolieren“.

Warum? Sie müßten bei diesem Berufe Hungers sterben oder betteln gehen: wenn gleich einer aller sieben artium magister sei, so bringe das kein Brot. Es sei nicht abzusehen, „worumb sich vnder ihnen jemand studierens halb hoch oder vil bemühen sollte, dann ob wol bey ihnen etliche Dienst seyn möchten, als von Land-Schreibereyen vnd dergleichen, darzu die Literati nutzlich gebraucht werden könnten, so weren doch der Statt Kindere zu Rusinopoli (Bern) ungeacht schlechter oder besserer qualiteten, denen Land-Kinderen gemeiniglich vorgezogen werden, also daß den jhrigen wenig gedewen, oder dieseben erlangen möchten; denn gar offen der Esel dem edlen Gaul vorgezogen wird.“ Hundert Jahre darauf redete man in Brugg aus einer ganz anderen Tonart. Im Herbst 1761 benützte Isaak Iselin einen kurzen Aufenthalt daselbst, um von dem Wirth zu erfahren, „mit was sich seine Mitbürger ernähreten und womit dieselben das meiste Gewerbe trieben. Er sagte mir, die starke Durchfuhr gebe den meisten zu leben. Die Vornehmen leben aus den Aemtern und aus ihren Einkünften. Es sey eine sehr kleine Bürgerschaft und ihre Rathsstellen zc. tragen drey, vier und auch fünfhundert Gulden ein; hieraus nun könne man bey ihnen schon leben. Sie seyen hundert und zwanzig Bürger. Sie haben über dieses in dem Bernischen vierzig Geistliche hin und wieder auf Pfründen.\* Handelschaft treibe man nicht bey ihnen oder wenig, weil jeder aus den Aemtern oder sonst zu leben habe. — „Diese Leute,“ fügt Iselin im Tagebuche bei, „scheinen indessen durch nichts gehindert, Gewerbe zu treiben so gut als die anderen Städte im Ergäu — aber sie sind wenig Bürger und finden ein gemachtes Glück vor sich.“ Bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hielten, da die Gemeinde einen großen Weideplatz besaß, viele Bürger Vieh und lagen dem Ackerbau ob. Die nächste Umgegend um die Mauern gewährte dem Freunde von wohlgepflegten Bündten und Gärten ein rechtes Vergnügen. Handwerk und Krämerei wurden nicht übermäßig betrieben: reiche Kommunalgüter, ein Spital, der arme Bürger freundlich in seine wohnlichen Räume aufnahm, alte Sitten, mitunter auch ein wenig Furcht und Eifersucht hemmten den Einzug der neuen Zeit, bis dieselbe dann mit dem

\* Im Jahre 1793 betrug die Zahl der Pfarrer und Kandidaten in dem deutschen Theile des Freistaates Bern 323. Davon waren 157 aus der Stadt Bern, 3 bernische Habitanten d. h. solche, deren Voreltern Bauern gewesen, 37 aus Thun, 7 aus Burgdorf, 6 aus Nidau, 3 aus Erlach, 26 aus Zofingen, 34 aus Aarau, 37 aus Brugg, 7 aus Lenzburg, 2 aus Murten, 2 aus Büren und 2 aus Neus (Beschreibung der Stadt und Republik Bern. I. Band, S. 151).

Revolutionsgeiste verschwistert fast plötzlich Herrin im Hause ward. Unbeleidet blühten in der Nähe des Städtchens Fabriken; an derjenigen in der Bachthalen war doch ein Bürger mit interessirt, wie es denn überhaupt auch in Brugg vor dem Ende der Bernerherrschaft am einen und anderen „Baumwollenherren“ nicht fehlte.

Die Baumwollennindustrie ist nach unseren Gegenden, wie Stapfer es ausdrücklich anführt, aus dem Kanton Zürich gekommen. Sie hat eine Zeit lang auf dem ebenen Lande weit mehr Menschen beschäftigt, als recht und gut war, und im vorigen Jahrhundert, abgesehen von der „Franzosenzeit“, welcher die Einführung der Maschinenindustrie und wieder manigfaches Elend folgte, zweimal förmliche Erschütterungen des ökonomischen Bestandes hervorgebracht. Die erste Krise ist in die Fünfziger Jahre zu setzen. Als der Vogt Hummel unter den Nachtbuben noch seine Rolle spielte, erzählt Heinrich Pestalozzi, also etwa 1745, kam das Baumwollenspinnen in dem, gegenüber von Schenkenberg sich ausbreitenden Amte Königsfelden auf einmal in den Gang, obwohl es bis dahin dort völlig unbekannt gewesen war. „Die wohlhabendsten Leute in unserer ganzen Gegend hatten ehedem nicht Geld; ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen Essen, Trinken, Kleider und was sie brauchten, im Ueberfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und wußten für ihren Gebrauch von gar wenig Sachen, die Geld kosteten. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald die Säcke voll Geld, und da dieses Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich vom Hause und Sparen nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst ins Maul, hängten ihn an Kleider und brachten hundert Sachen auf, von denen kein Mensch im Dorfe zuvor etwas gewußt hatte. Zucker und Kaffee kam allgemein auf. Leute, die keine Furche Land und nie nichts Uebernächtiges hatten, waren schamlos genug und trugen Scharlachwämler und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Diejenigen, welche Güter hatten, vermochten das nicht und hatten nicht Zeit, mit Spinnen Geld zu verdienen, wollten aber doch auch nicht minder sein als das Baumwollenvolk, das vor kurzem noch ihnen um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab. Es gingen darum eine Menge der ältesten, besten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinner-Leichtsinn fielen, Kaffee und Zucker brauchten, bei den Savoier-Krämern Kleiderschulden machten und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf den Feldern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich und ihre Kinder und Kindes Kinder genug gehabt hätten, wie ihre

Vorfäder bei hundert Jahren genug daran hatten und glücklich dabei waren.“ Es blieben aber tatsächlich von jenen Bauern nicht alle „auf ihren Höfen“: unter den Baumwollenherren, welche Geschäfte gemacht hatten und in deren Vermögensverhältnisse die Gantkommission schon während der Sechszigerjahre helles Licht gebracht hatte, gab es gar nicht wenige, die früher den Bauernkittel getragen. Von andern verbürgten Nachrichten abgesehen, hat derselbe Pestalozzi uns in seinem „Marx ab der Reuti“ ein solches Exemplar gezeichnet: „der war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war er schon längst vergantet und lebte fast gänzlich vom Almosen. In allem seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig.“

Die zweite Krise trat in Verbindung mit den mehrfach erwähnten Theuerungsjahren von 1770 und 1771 auf. Der Bauer war mittlerweile, soviel scheint aus den zerstreuten Angaben geschlossen werden zu dürfen, klug geworden und wieder zu seinem Leisten zurückgekehrt; selten hatte einer den Mammon selber bethört, war aufrecht geblieben und gar ein Mann à la „Baumwollmeyer“ oder „Tüchlerhans“ geworden. Zur Zeit, als die auf einen Drittel der früheren Einnahmen beschränkten Spinner und Weber Nesseln, Gras und Insekten aßen, holte der Bauer seine Vorräthe hervor, Getreide, Gedörrtes, Kartoffeln und verhöhnte etwa den bleichwangigen, zarthändigen Industriellen, der vor wenigen Jahren dem mühsamen Landbau Lebewohl gesagt, um ferne vom Tagelöhnen einen schönen Baßen zu erwerben und am weißen Brod und Stadtkost sich zu ergötzen.\* Zur strammen körperlichen Arbeit kehrten indessen die wenigsten zurück. Hatte vordem der Bevölkerungsüberschuss sich nach der Stadt und der Fremde gewendet oder förmlich den Bettelsack umgehängt, so vollzog sich nunmehr eine definitive Scheidung zwischen ackerbautreibender und der Manufaktur obliegender Bevölkerung. Im Schenkenbergischen war der letztere Bruchtheil weit belangloser als jenseits der Aare, wo es im letzten Viertel des Jahrhunderts geradezu trostlos ausgesehen haben muß. Der Ausdruck „Proletariat“ war damals noch nicht da, hiefür brauchte man unmöglich verständliche deutsche Wendungen, „Spinnergesindel, Bettel-

\* Im Jahre 1771 galt in Baselland das Brod drei bis vier Mal so viel als gewöhnlich. Es wanderten damals 115 Familien (484 Personen) aus jenen Gegenden fort nach Nordamerika. La disette de 1771 réduisit tous les habitans qui vivoient de salaire à la plus grande nécessité. Le mal devint d'autant plus pressant que dans le même tems toutes les manufactures cessèrent presque entièrement (Zurlauben). Ähnliche Zustände wiederholten sich am Ende des Jahrhunderts.

gesind, Lumpenpack, Bettelhaushaltungen". Arner erklärte rundweg: Es sind das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber. Doch, wendete einer ein, welcher die Lage noch gründlicher kannte: Die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen, sind gewöhnlich noch weit schlechter. Schied sich allmälig die Bevölkerung nun auch lokal, indem die bäuerlichen Einwohner auf dem Lande draußen blieben, während die anderen mehr den Centralpunkten des Gewerbes sich näherten, so ging doch der erstere Stand nicht ungeschädigt aus der Umwandlung der Verhältnisse hervor. Fast allenthalben, flagt Pestalozzi, ist der Bauer auch nicht mehr Bauer; halbe Dörfer krämern und handeln, und das Spinneregesindel, das nie vor 3 Wochen Brod vermag, verderbt mit seiner Hoffart Bauren, die vor zehn Jahren keinen Heller auf ihren Höfen schuldig waren (1782).

Die Baumwolle wurde durch Kaufleute von Kempten, Schaffhausen, Zürich, Genf u. f. aus der Levante, der Türkei, aus Frankreich, den Niederlanden und Italien in das Land eingeführt. Maulthiere und Saumpferde brachten die Waaren aus den transalpinischen Seehäfen über den Splügen und zumal den St. Gotthard. Zuerst warf sich der Kaufmannsgeist der Städter auf den Handel mit Baumwolle; damals kaufsten die Spinner und Weber ihren Bedarf zu Aarau, Lenzburg und Brugg in Quantitäten, welche der Leistungsfähigkeit ihres Beutels oder ihres Kredites entsprachen. Die Baumwollenherren schickten, um ihren werthen Kunden die Mühe zu ersparen, dann „Träger“ ins Land hinaus, welche den Verkehr zu besorgen hatten. Mit der Zeit wurden diese Geschäfte umfangreicher, die inländische Konkurrenz bedeutender. Da folgte Arbeitstheilung: die einen lagen der Spinnerei ob, die anderen, die „Tuchfabrikanten“, der Weberei. Auch bei der Bauernsame traten, zumal in der ersten Epoche, Männer auf, welche den Goldregen nicht ohne weiteres wollten niederrauschen lassen und den Handel noch weit einträglicher fanden, als die Verarbeitung des Rohproduktes und das Weben. In den Sechsziger Jahren wurden weit mehr rohe als gebleichte Tücher ausgeführt, vermutlich, weil die bereits bestehenden Bleichen sich nicht auf der Höhe der Zeit gehalten hatten. Die Obrigkeit setzte der Industrie weniger Schranken, als daß sie dieselbe regelte und sich z. B. bemühte, unredlichen Handelspraktiken („fast nirgends erhörte betriegerey“ sagt eine Quelle) den Riegel zu schieben. Zu dem Behuf ernannte sie Tuchmesser, welche die Größe der Stücke und die Zahl der Tragen kontrolliren mußten; sie verbot das Häusiren ohne obrigkeitliche Bewilligung u. s. f. Im Jahre 1764, wo das

Gewerbe sehr schlecht ging, bezahlte man nach Wydlers Angaben für das Pfund Garn einen halben Gulden Spinnerlohn, für das Stück Gewebe à 4 Pfund acht Batzen; sechs Jahre später hielt Tschärner, der auf die Baumwollenindustrie bei seinen Schenkenbergern wohl zu sprechen war, dafür, es dürften, ohne Beeinträchtigung der Landwirtschaft, dem Weber pro Stück ein Gulden, für das ü Garn 16—17 Batzen, für das Stück Tuch — überall gewöhnliche Waare in Aussicht genommen — 4—5 $\frac{1}{3}$  Gulden bezahlt werden. Feinere Arbeit wurde besser bezahlt; der Eifer, andern es hierin zuvorzuthun, brachte aber auch etwa den am besten honorirenden Geschäftsmann auf die Gant. Für Strümpfe und Rappen, welche zum Export bestimmt waren, verwendete man auswärts gesponnenes Garn.

Im vorigen Jahrhundert haben wohlmeinende Staatsmänner und menschenfreundliche Weltweise der Frage, ob Landwirtschaft neben Handel und Industrie blühen könne, eine Aufmerksamkeit zugewendet, die besonders unsere demokratischen Zeitgenossen fremd anmuthen muß. Man stellte sich bei soziologischen Erwägungen insgemein auf den Standpunkt eines gegebenen politischen Gemeinwesens, und von dem Grundsatz der Gewerbefreiheit war weder theoretisch noch praktisch die Rede. Tschärner, der überhaupt kaum jemals Anwendungen von Schwärmerei gespürt haben mag, ermaß mit kaltem Blut die Vortheile, welche aus der Vereinigung beider Erwerbsquellen zumal für eine arme und eher zu stark, als zu gering bevölkerte Landschaft herfließen würden, und behielt jedenfalls die Befugniß, etwa nothwendig werdende Remeduren anzubringen, der Staatsgewalt vor. Pestalozzi, den die Frage lange Zeit beschäftigte, war der Ansicht, es müsse den unguten Auswüchsen, welche die faktische Umgestaltung der ehemaligen Verhältnisse mit sich im Gefolge führe, insonderheit durch bessere Erziehung und Schulung überhaupt vorgebeugt werden, damit die gesteigerte Fähigkeit, zu genießen, an edleren Bedürfnissen ein heilhaftes Korrektiv erhalte. Neben diesen beiden nüchtern denkenden Männern hat es viele gegeben, die von einer allgemeineren Einführung der Kunstarbeit den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters erwarteten. Auf der Seite der Gegner spricht sich der greise Zurlauben außerordentlich entschieden aus. Landwirtschaft und Fabrikation müssen grundsätzlich immer getrennt werden. Ihre Verbindung hat nur schlimmste Folgen. Alle Manufakturarbeiter soll man unabänderlich in die Städte verweisen, und der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß solche niemals auf dem Dorfe festen Fuß fassen: es sind Giftpflanzen, welche dem Ackerbau die Schwindssucht

bringen, und kein Gesetz ist im Stande, den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche ihre Vereinigung mit sich bringt. Der Landmann werde trotz allfälligen Gesetzen von dem Gelde verführt, auch während des Sommers für die Fabrik zu arbeiten und so den Ackerbau zu vernachlässigen.

Die Berner Regierung huldigte während ihres letzten halben Jahrhunderts einem bedächtigen, nicht eben aktiven Fortschritt und sorgte lediglich dafür, daß der Umschwung der Erwerbsverhältnisse im unteren Aargau auf ruhiger Bahn sich vollziehe. Sie hat durch ein solches Verhalten wohl den Dank der bäuerlichen, nicht aber der städtischen Bevölkerung erworben, welch' letztere dabei den Kürzeren zog. Als gegen das Ende des Jahrhunderts die Franken das Prinzip der unbeschränkten Volksfreiheit proklamirten, ergriffen unsere Landbewohner erst Partei, nachdem zungenfertige Sendboten zunächst von Aarau (wo man, charakteristisch genug, nach verlorenen Handels- und Gewerbsfreiheiten rief) und Brugg aus zweckentsprechende Schilderungen des bisherigen und des künftigen Regierungssystems gegeben hatten.

Mit dem Jahre 1798 hörte die Zuralandschaft von der Geissfluh bis zum Rothberg hinunter auf, ein Bestandtheil des Freistaates Bern zu sein und fing an, ihre Geschichte selber zu gestalten.

## Das Unterrichtswesen im Elsaß.

Von Alfred von Rappoltstein.\*

**D**ieselben Grundsätze, welche der preußische Staat für sein Unterrichtswesen aufgestellt hat, werden auch in Elsaß-Lothringen für den Primarunterricht angewendet. Der Staat, indem er den obligatorischen Unterricht bis zum vierzehnten Jahre einführte, hat deshalb den Gemeinden doch nicht die Unentgeltlichkeit der Schule auferlegt; er betrachtete es mehr noch als eine Sache der Würde für die Familie, denn als eine wirthschaftliche Angelegenheit für den Staat, die Kosten des Unterrichts für die Kinder auf die Eltern zu übertragen und gewährte die absolute Unentgeltlichkeit nur den bedürftigen Familien.

\* Aus Elsaß-Lothringen, 1870—1884. Basel, M. Bernheim.